

## FORUM JUSTIZ

**4. Dezember 2006**

Landgericht Erfurt  
99084 Erfurt

Grußwort des Thüringer Justizministers Harald Schliemann	Seite 3
Dr. h. c. Joachim Gauck Zwei Mentalitäten? Zur inneren deutschen Einheit	Seite 7



## Grußwort von Justizminister Harald Schliemann

Sehr geehrte Damen und Herren,

eine große Begrüßung im klassischen Sinn möchte ich vermeiden, ein wenig Protokoll muss aber sein. Die Thüringer Landtagspräsidentin Frau Schipanski wird etwas später kommen. Sehr geehrter Herr Präsident des Thüringer Verfassungsgerichtshofs, lieber Herr Graef, sehr verehrte Präsidentin des Bundesarbeitsgerichts, liebe Frau Schmidt, sehr geehrte Damen und Herren Mitglieder des Landtages, meine Damen und Herren Präsidenten und Direktoren, Behördenleiter, Vertreter der Wirtschaft und sehr geehrte Vertreter der Medien.

Wer erinnert sich daran, was heute vor 17 Jahren hier in Erfurt geschah. Vor



17 Jahren wurde die hiesige Behörde des MfS besetzt. Aus diesem Anlass findet gerade eine Gedenkstunde statt. Sie erinnern sich vielleicht noch an diejenigen, die damals die ersten waren: Ruge und Fröbel, etwas später Pfarrer Eser, Ernst und Haschke und wie sie alle hießen. Die einen oder anderen sind uns schon aus dem Blickfeld geraten, so lange ist es her.

Mit Ihnen, lieber Herr Gauck, ist ein Mann bei uns, der Gott sei Dank nicht aus dem Blickfeld geraten ist, der mit seinem Namen geradezu Symbol geworden ist für die Aufarbeitung dieses Teils der deutschen Geschichte.

Ihr eigener Weg in diese Rolle allein ist schon bemerkenswert. In einem letzten Akt der alten DDR sind Sie von der damaligen Volkskammer am 2. Oktober 1990 gewählt worden, um am nächsten Tag aus der Hand des Bundespräsidenten ihre Ernennungsurkunde zu erhalten. Dies war ein sehr symbolhaftes Geschehen - ein nahtloser Übergang von einem auf ein ganz anderes politisches System.

Sehr geehrter Herr Gauck, es ist wohl schon so, dass der Spruch für Sie gilt: „Dem der liebe Gott über die Schulter schaut, dem gibt er gelegentlich neue Aufgaben.“

Ihre Vita: 1940 in Rostock geboren, Theologie studiert, als Pfarrer in Mecklenburg tätig. 1989 Mitglied des Neuen Forums - wer weiß heute noch etwas vom Neuen Forum, auch ein fast vergessener Begriff.

Mit dem Neuem Forum verbinden sich die De-

monstrationen in Leipzig, aber auch in Rostock und anderen Städten. Es war die entscheidende Phase der Demontage der DDR. Erste Anzeichen aus heutiger Sicht gab es wohl schon viel früher, aber wer hatte sie denn wahrgenommen, sie waren kaum wahrnehmbar. Zarte, leise, aber vernehmbare Klänge. Spätere Geschichtsbeobachtungen werden dieses Geschehen beschreiben können.

Doch nun zurück zu Herrn Gauck, der einer Behörde seinen Namen gab, Chef der Gauck-Behörde.

„Gaucken“ wurde zu einem volkstümlichen Ausdruck. Ist der schon ge-gauckt? Nicht, ist der schon überprüft.

Kaum jemand konnte sich den langen Behördentitel merken, deshalb entstand der Begriff der Gauck-Behörde. Eine solche Tat bleibt natürlich nicht ungesühnt durch Ehrungen. Und Sie, sehr geehrter Herr Gauck, haben eine Menge Ehrungen erfahren

u.a. eine Ehrenpromotion, das Bundesverdienstkreuz selbstverständlich und viele andere Ehrungen mehr. Sie haben sie verdient.

Was ist heute? Im Augenblick beschäftigen wir uns mit der spannenden Frage, wie es 15 Jahre nach Inkrafttreten des Stasi-Unterlagen-Gesetzes mit den Überprüfungen von Personen beispielsweise im öffentlichen Dienst weitergehen wird. Benötigen wir weiterhin die so genannte Regelanfrage?

Die Regelanfrage drohte Ende Dezember dieses Jahres auszulaufen. Mit einer Gesetzesinitiative hat sich Thüringen über den Bundesrat dafür eingesetzt, die Regelanfrage nicht sang- und klanglos auslaufen zu lassen. Aus der Mitte des Bundestages gab es hingegen einen Gesetzesvorschlag, der nur noch eine Anfrage aus einem begründeten Anlass heraus vorsah. Die breite politische und gesell-

schaftliche Debatte in den letzten Wochen hat nun eine Lösung hervorgebracht, die tragbar erscheint.

Der aktuelle Kompromiss sieht eine Regelanfrage für weitere fünf Jahre vor. Sie bezieht sich auf die höheren Führungsebenen und Behördenleiter, nicht auf Besoldungsgruppen, so dass beispielsweise auch der Leiter einer Polizeiinspektion darunter fallen kann. Darüber hinaus sieht das Gesetz eine Veränderung vor, was die wissenschaftliche Aufarbeitung der Vergangenheit betrifft. Sie erinnern sich bestimmt an den Streit um die Offenlegung von Daten, die den Bundeskanzler Kohl betreffen. Soll das möglich sein, darf es möglich sein bzw. wie darf es möglich sein? Hier haben wir uns verständigt. Wir erwarten jetzt, dass am 15. Dezember 2006 der Bundesrat diesem Kompromiss in zweiter Lesung zustimmt und sich wie im Bundestag eine

sehr breite Mehrheit dafür findet.

Eine zentrale Frage bei der gesamten Debatte ist und bleibt die nach den Opfern. Hier nebenan die Gedenkstätte in der Andreasstraße ist ein Symbol dafür, dass es dieses schwere Unrecht in der DDR gegeben hat. Wir haben zahlreiche Rechtsstreitigkeiten, insbesondere in der Sozialgerichtsbarkeit erleben, erleiden müssen bis rauf zum Bundesverfassungsgericht, in der die Täter ihre Sonderrechte erfolgreich verteidigten. Wir haben immer noch einen erheblichen Nachholbedarf für die Entschä-

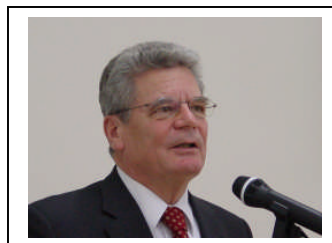
digung der Opfer. Die Opfer sind nicht vergessen. Gerade der Kompromiss im Stasiunterlagengesetz ist dafür ein deutliches Signal. Das ist uns wichtiges und wesentliches Element der Aufarbeitung.

Aber damit sollen meine Bemerkungen dann auch zu Ende sein. Sie, lieber Herr Gauck, wollen über etwas sprechen, was nicht nur vergangenheitsbezogen ist, sondern Sie wollen mit uns darüber sprechen, die Frage erörtern, ob denn nun zusammengewachsen ist, was zusammen gehört. Sie haben das Wort.

## Zwei Mentalitäten? Zur inneren deutschen Einheit Dr. h. c. Joachim Gauck

*Der folgende Text entspricht einem Vortrag, den Dr. Gauck an der Katholischen Akademie Bayern gehalten hat. Im Landgericht Erfurt hat er zu dem gleichen Thema gesprochen und den hier abgedruckten Vortrag für die Veröffentlichung in unserer Reihe zum „Forum Justiz“ empfohlen.*

Damals, als wir 1990 so euphorisch aufeinander zuzugingen – wie auf einem Hochzeitsfest –, da schien das ja ganz einfach. Wir waren miteinander Deutsche, teilten unsere Tugenden wie unsere Untugenden, und jetzt sollte es auch ganz schnell gehen. Man lag sich in den Armen, und es war ein tolles Geschehen. Später stellte sich heraus, dass das eine übereilte Hochzeit gewesen war. Es ging gar nicht anders zu organisieren. Aber dann kam deutlicher



und immer deutlicher eine gewisse Fremdheit zutage. Vorab will ich noch sagen, dass wir in bestimmten Stunden zu erstaunlichen Dingen fähig waren. Trotz so langen Trainierens des Untertanenseins haben wir eine Freiheitsrevolution hinkriegt, zunächst ein bisschen widerwillig, aber dann doch ziemlich energisch. Das war etwas Besonderes.

Und dass wir uns so freuen konnten, das war auch etwas Besonderes. Denken Sie mal, wie tief diese Nation geprägt ist von der Kultur des Frustes und des Unbehagens. Man muss

doch heutzutage, wenn man sich freut und dankbar ist, vorher eine Entschuldigung anbringen, dass man nicht normal ist. Damals war es anders. Wir haben gelacht und geweint; wir haben uns gefreut.

Natürlich ist es so, dass es mehrere Mentalitäten gibt. Es gibt die Norddeutschen und die Süddeutschen, und unter denen gibt es noch Untergruppen. Nicht nur die Maingrenze und die Sache mit der Weißwurst schaffen Differenzen, sondern auch viele andere Dinge. In einem einzigen Bundesland, in Baden-Württemberg, kann man ja schwere Fehler machen, wenn man, von fern angereist, die Badener Schwaben nennt. Natürlich gibt es mehrere Mentalitäten, aber diese Osis sind eben doch etwas Besonderes.

Eine Zeitlang hatten unsere Politiker das drauf, zu sagen, nein, es gibt diese Unterschiede nicht. Aber das ist töricht; es gibt sie.

Man kann es an zweierlei Dingen besonders deutlich sehen: Einmal an dem Wahlverhalten, dann aber auch, sehr gut nachgewiesen in allerlei statistischen Erhebungen. Es gibt eigentlich keine repräsentative Umfrage, keine repräsentative Datenerhebung im Bereich der Mentalität, die nicht signifikante Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen herausstellen würde. Ganz besonders wird das deutlich, wenn wir uns die folgenden Gesichtspunkte anschauen: Freiheit – wie bewertet die Bevölkerung den Wert Freiheit in einer Gesellschaft? Zweitens die Bedeutung des Rechtsstaates. Drittens die Bedeutung der Wirtschaftsform, d.h. Freiheit in der Wirtschaft. Bei der Bewertung von etwa Freiheit versus Gleichheit oder Gerechtigkeit, überall gibt es eben ganz klare Ost-West-Unterscheidungen. Am ärgerlichsten wird es immer bei Wahlen, weil wir dann ja diese Unter-



schiedlichkeit besonders drastisch vor Augen geführt bekommen: Etwa durch die Wahl von Rechtsradikalen, wie wir das jüngst zu unserem Verdruss in Sachsen und Brandenburg erlebt haben, dann aber auch in der immer sich wiederholenden großen Zahl der Wählerstimmen für die PDS, die aus der SED hervorgegangen ist.

Wir sehen, in Ostberlin und in großen Teilen des Landes, dass es eigentlich nur eine Partei gibt, die im Osten ein Milieu hat, ein klassisches Parteienmilieu, und das ist die PDS. Und von daher ist dieses Wahlverhalten irgendwie ein bisschen zu verstehen, denn, vergessen Sie nicht, jahrzehntelang hat eine herrschende Partei alleine vier Großbürokratien mit ihren Begünstigten besetzt: den Staatsapparat, den Parteiapparat, das Militär und die Polizei plus Geheimpolizei. Das sind große soziologische Gruppen, zu denen Familien

gehören, z. T. Pensionäre, die ihren Aufstieg in der Diktatur der Partei, der sie gefolgt sind, verdanken.

Viele von denen haben finanziell nicht so viel verloren. Aber sie haben etwas anderes verloren, das für Menschen, die über anderen stehen, enorm wichtig ist: Sie haben Bedeutung verloren. Sie haben einen Rollen- und Bedeutungsverlust erlitten, und sie sind all denen gram, die das organisiert haben oder das auch noch rechtfertigen. Dazu gehöre ich. Also, ich habe dort meine Herzensfreunde, die mich über Gebühr lieben, und meine Herzensfeinde, die mich über Gebühr hassen. Mir wäre ein bisschen mehr Normalität in diesem Beziehungsgeflecht lieber, aber so ist es.

Unter anderem hassen sie aber auch das, was sie um ihre Rolle gebracht hat, nämlich unser freiheitlich-demokratisches System, für das sich auch die Ostdeutschen mehrheitlich

entschieden haben. Das können sie nicht immer so laut sagen, zumal dann nicht, wenn sie heute selber wieder im öffentlichen Dienst oder sogar in der Politik tätig sind. Aber sie schleppen einen schweren Verdruss mit sich wie eine schwere Last. Das ist eine Bevölkerungsgruppe, die einfach existiert.

Aber diese Milieus alleine sind es nicht, die zum Beispiel diesen sehr, sehr deutlichen politischen Unterschied im Wahlverhalten ausmachen. Ich erzähle Ihnen von einer Begegnung 1994, die ich immer noch mit Gewinn weitererzählen kann. Diese Geschichte ist eine Schlüsselgeschichte: Ich treffe eine junge Frau aus meiner früheren Gemeinde. Ich war ja bis 1990 Pfarrer. Ich hatte diese Frau 15 Jahre nicht gesehen. Sie stammte aus einer normalen Familie in dem Neubaugebiet, in dem ich arbeitete. Ihr Vater war bei der Nationalen Volksarmee, und ihre Mutter war

Lehrerin. Sie aber und ihr Bruder gingen – das war in diesen Familien sonst nicht üblich – zur Christenlehre, ließen sich konfirmieren und waren anschließend sehr aktiv in meiner Jugendgruppe, der Jungen Gemeinde, tätig. Diese junge Frau hat die DDR irgendwie überhaupt nicht gemocht, und sie hat die DDR dann überlebt, weil sie in den kirchlichen Dienst gegangen ist. Sie ist Diakonin geworden. Nun hatte ich sie viele Jahre nicht getroffen. Und dann treffe ich sie wieder. Wir haben uns unterhalten, unter anderem darüber: Was haben wir gewählt? Und sie schaut mich an und sagt zu mir: Ich habe PDS gewählt.

Ich war völlig entsetzt. Sie studierte ein zweites Mal und war jetzt etwa 28. Ich kann es ja verstehen, wenn junge Damen und Herren aus München, Freiburg im Breisgau und Hamburg nach Ostberlin kommen, an der Humboldt-Universität studie-

ren, und so fertig sind durch den unerträglichen Frust des Reichtums ihrer bürgerlichen Elternhäuser, dass sie irgendetwas veranstalten müssen, dann sind die eben gerne links. Und einige von denen halten die PDS für links und wählen sie dann. Das verstehe ich. Aber diese junge Frau doch nicht; die kannte die doch alle, wie sie da sitzen, in einem Mecklenburgischen Landtag zum Beispiel.

Und ich schaue sie an und sage: Du? Du hast die gewählt? Ja, sagt sie. Ich sage: Sag mir mal deine politischen Gründe. Antwort: Politische Gründe hatte ich nicht. Ich sage: Wie? Zweites Studium, wie gesagt – man könnte sie also intellektuell nennen. Sie geht wählen und hat keine politischen Gründe. Wie geht das? Wie funktioniert das? Wahlkabine aufgesucht, Augen zu, Finger runter und angekreuzt? Nein, so natürlich nicht; sie hatte ihre Gründe. Nun sagte

ich: Eben hast du gesagt, du hattest keine politischen Gründe. Nein, sagt sie, ich hatte ja auch keine politischen Gründe. Nun wurde ich ganz hellwach und sagte: Ah, du warst verliebt in einen Kandidaten! Nein, war sie auch nicht. Ja, was denn nun? Nun mal raus mit der Sprache! Ach, sagt sie, ganz einfach: Ich fühlte mich so heimatlos.

Ich habe das Dümme getan, was man machen kann. Ich habe sie nicht ernst genommen. Das war ein unangenehmer Abend, und ich habe mich furchtbar geärgert über mich selber. Aber ich hatte mich offensichtlich auf einen Streit gefreut, und ich war um den Streit und um eine richtige Erklärung gebracht worden. Und deshalb habe ich mich gerächt und sie dann angegiftet. Am nächsten Morgen war mir das bitter. Schon beim Nachhausegehen hätte ich fast geheult. Diese mutige junge Frau, und ich komme

noch nicht einmal ins Gespräch mit ihr.

Morgens konnte ich das nennen, was da passiert war bei der Frau: In dem anonymen Augenblick der Wahl hat sie nicht danach entschieden, was sie politisch denkt. Da hätte sie vielleicht „Grün“ gewählt, nehme ich einmal an, so wie ich sie kenne. Sie hat sich vielmehr danach gerichtet, und das ergab eben ihre Antwort, was ihr vertrauter war und was ihr fremder war. Und sie hat sich für das entschieden, was sie kannte, was ihr vertrauter war. Nicht, dass sie das besonders gemocht hätte, aber sie kannte es. So, wie wenn wir Weihnachten oder Neujahr nach Hause gehen, in eine Familie, über die wir sonst das ganze Jahr schimpfen, weil die Hälfte bekloppt ist und die anderen mögen wir nicht, aber da gehen wir hin, weil wir uns auskennen. Wir wissen, wie es geht, wie man spricht, was man isst und so. Man kennt die

Dinge. Und so etwas gibt es offensichtlich in der Politik auch.

Mir hat das nicht geschmeckt, denn mir war das nicht vernünftig genug, und ich dachte mir, in der Politik sind die Dinge doch vernünftig, oder ich will es immer, dass sie vernünftig sind. Auch unser Wahlverhalten: Ich will, dass wir uns Gründe anhören und die Gründe gegeneinander abwägen und dann entscheiden. Und sie führte mir vor Augen, nein, das ist bei vielen ganz anders. Wir also, diese Parteien, die neuen, die aus dem Westen jetzt dominierenden, SPD und CDU, auch vielleicht mit dem ganzen Stil der parlamentarischen Debatten, des ewigen sich uneins Seins, wir waren ihr fremd. Und sie mochte uns, diesen Mehrheitsdemokraten, ihre Stimme nicht geben.

So sehr ich mich geärgert habe über den Abend und auch über mich, so sehr habe ich mich in den

nächsten Monaten darüber gefreut, dass die Frau mir über den Weg gelaufen ist. Denn plötzlich begriff ich, dass wir nicht nur das tun, was wir denken, sondern dass wir das leben, was wir sind. Und das, was wir sind, das sind wir eben oft nicht nur als Ergebnis von intellektuellen Inputs und intellektuellen Entscheidungen, sondern wir sind das aufgrund von Gewohnheiten und Prägungen. Und so habe ich mich meinem Thema, das mich immer wieder mit Begeisterung und mit Schrecken erfüllt, seitdem zugewendet: der Arbeit über die Mentalität von Menschen.

Als erstes habe ich mal eine Entfremdung versucht. Ich habe mir gesagt, jetzt schaust du den Deutschen aus einer anderen Perspektive an und habe vieles, das mir früher aus dem Westen begegnet ist, jetzt noch einmal intensiver angeschaut, nämlich die Zeit, als auch hier im Westen Übergangszeit

war. Ich habe mir also Texte und Allensbach-Umfragen angeschaut und bin auf die berühmte Allensbach-Umfrage aus der Nachkriegszeit gestoßen.

Was war das für eine Umfrage 1948? Man fragte ganz schlicht repräsentativ die erwachsene westdeutsche Bevölkerung, ob man den Nationalsozialismus für eine gute Sache hielte, die schlecht gemacht worden sei. Gut 50 Prozent, ich weiß es jetzt nicht so genau, haben gesagt, ja, das finden sie, war eigentlich eine gute Sache, aber schlecht gemacht. Dann waren es über 20 Prozent, glaube ich, die sich nicht richtig entscheiden konnten, war das nun eigentlich gut oder nicht gut. Und etwa 16 Prozent, wenn ich mich richtig erinnere, konnten der Sache nichts Gutes abgewinnen. Ja, nun schweigen wir doch ein bisschen betroffen, denn das war drei Jahre nach dem Krieg, nicht 1945, als wir noch alle dumm waren. Da hat-

ten wir in den Zeitungen schon die Bilder gesehen und die Texte gelesen über Dachau, vielleicht sogar über Flossenbürg, über Bergen-Belsen, Auschwitz, Treblinka. Und trotzdem empfand der Mensch in aller Schlichtheit: Ich war dabei, ich habe nichts gemerkt. Wir wissen heute, dass das auch vielfach bedeutete: Ich wollte nichts merken. Und so ging das weiter mit dem selektiven Erinnern, das wir so gut kennen.

Wir haben allerdings heute vergessen, wie normal das selektive Erinnern ist. Wenn es uns aber bei andern begegnet, ärgern wir uns schwarz. Diese Osis, wie können die so blöd sein!

Dauernd reden sie von ihren Dingen, von ihrer Vollbeschäftigung, von ihren Kindergärten, und dass es früher besser gewesen ist. Wir ärgern uns so darüber! Und wissen Sie, warum wir uns besonders ärgern? Weil sie die Untugenden, die wir

selber einmal hatten und überwunden haben, heute noch haben. Wir ärgern uns am meisten über das, was wir auch können oder konnten. So war es doch nach dem Krieg. Sie saßen zuhause, und Onkel Max kam zum Skatspielen oder Schafkopfen, und alsbald ging es los: Es war ja auch nicht alles schlecht gewesen beim Führer – das war doch allgemeines Spruchgut –, sondern der Führer hatte die Autobahnen gebaut, es gab Vollbeschäftigung und keine Kriminalität. Zucht und Ordnung! Nicht diese Negerkultur oder was jetzt gerade angesagt ist.

Wenn wir jetzt noch einmal unseren Blick auf die Osis wenden, dann hören wir sie praktisch die identischen Worte sprechen. Nur, im Osten hatten die das nicht so mit den Autobahnen. Das wissen wir vielleicht noch; da gab es oben nach Rostock und Hamburg ein kleines Stück, aber sonst nichts. Du musst jetzt das antike

Spruchgut aus der Nachkriegszeit teilweise ersetzen, und du fügst für Autobahn Kindergärten ein, und dann sprichst du den Text aus der Nachkriegszeit. Du sagst, es war auch nicht alles schlecht früher: die Kindergärten, die Vollbeschäftigung, keine Kriminalität. Mit der Kriminalität, das stimmte nicht. In beiden Diktaturen gab es sie; nur schrieben die Zeitungen in der DDR nicht darüber.

Daran kann man feststellen, dass die Leute offensichtlich eine durchgängige Neigung haben, gerade in Übergangszeiten, in Transformationsgesellschaften, zum Hilfsmittel der selektiven Erinnerung zu greifen. Nun können wir mutmaßen, dass die selektive Erinnerung eine Entsprechung hat in der früheren selektiven Wahrnehmung der tatsächlichen Zustände. Aber das muss gar nicht immer stimmen, denn es gibt auch das Phänomen, dass Menschen, die sogar sys-

temkritisch waren, hinterher auch eine Neigung zum selektiven Erinnern haben. Das ist nicht nur eine Kunst, die die Systemträger von einst perfektionieren, sondern „everybody“ kann es.

Mancher sagt, es sei doch nicht alles schlecht gewesen im Sozialismus, zum Beispiel, wie man sich beigestanden habe. Das mag wohl sein; aber war das ein Vorzug des Sozialismus, der Gesellschaftsordnung? Oder war das nicht die Gegenstrategie der Unterdrückten, die anders als durch einen intensiven Beistand zu gar nichts gekommen wären? Wenn man keinen Sack Zement kaufen kann im Baumarkt und keine Bohrmaschine, muss man jemand kennen, der einem den Sack verkauft oder einem die Bohrmaschine leiht oder verkauft. Oder man muss Frau B. kennen aus Rostock, die mir sagte, sie hat die ganze Stadt voller Freunde. Ja? fragte ich. Ja, Sie wissen doch,

ich arbeite bei VEB Pneumant. Ah, sage ich – Reifenmonopolist. Auf Autos musste man 14 Jahre warten, auf Reifen 14 Monate. Aber die Trabanten und Wartburgs richteten sich nicht danach. Es war für mich eine sehr wichtige Information. Sie hing mit meiner Arbeit zusammen; ich habe diese Frau anlässlich einer Beerdigung kennen gelernt. Und nun hatte ich die Chance, in ihren Freundeskreis einzurücken. Jetzt hatte sie wieder einen Freund mehr und ich eine Freundin mehr. Ich konnte anrufen und kriegte Reifen.

Der Mann, der Wasserhähne hätte – also, eigentlich nicht hatte, aber doch für manche –, der konnte anrufen. Die Blumenverkäuferin, in deren Laden manchmal Blumen waren, meistens aber nicht, hatte Blumen, wenn diese Frau B. anrief. Alle hatten, was sie wollte, obwohl die anderen nicht kriegten, was sie wollten. So entstehen Netzwerke. Was dabei

richtig ist, ist, dass diese Netzwerke verbunden waren mit sozialen Kontakten. Wir mussten uns also umeinander bemühen und wollten uns auch umeinander bemühen, weil unser Leben ja angenehm sein sollte. Das heißt, es ist nicht erfunden, dass wir damals enger beieinander waren. Aber, so sagte ich, wenn wir genau hinsehen, dann ist es doch so wie im Schützengraben: Nie wird man so eng beieinander sein, emotional, wie dort, wo gestorben oder überlebt wird.

Nun haben wir schon einmal einen Grund gefunden, warum wir eigentlich den Osis nicht mit Wut und Zorn entgegen treten müssen. Wie ändert sich eine Mentalität? Ich hatte eben schon, als ich über die Allensbach-Umfrage von 1948 gesprochen habe, gesagt, Mentalität ändert sich möglicherweise leichter, wenn es in der Gegenwart etwas gibt, was uns stark beschäftigt oder gar begeistert, was uns



erfreut. Damals in der Zeit der jungen Bundesrepublik, als wir das so genannte Wirtschaftswunder erlebten, ging es ja nicht nur darum, dass es den Unternehmern gut ging und sie in ihren Borgward Isabella steigen konnten. Sondern es gab auch Leute, die freuten sich über einen Messerschmitt-Kabinenroller. Oder es gab ein Fahrrad, oder die Vertriebenen kriegten eine kleine Neubauwohnung, konnten ausziehen bei den unmöglichen Wirtsleuten und kriegten eigene vier Wände. Alle, alle, alle hatten ein Erfolgserlebnis. Tolle Zeit! So etwas kann Politik nicht immer organisieren.

Damals also machte sich die junge Politik auf in eine demokratische Zukunft. Das war großartig. Und wenn wir jetzt einen Schnitt machen und sagen, na, und die Osis, hatten die nicht auch ein Wirtschaftswunder? Sagen wir mal, zwei Drittel hatten eins. Aber ein Drittel

ist auch eine ganze Menge, nicht wahr, und ein Drittel kann auch mit unangenehmen Gefühlen dann sehr bedeutungsvoll werden, wenn die Nation dazu neigt, diese unangenehmen Gefühle für das Eigentliche zu halten. Meine Sottise gegenüber den Deutschen, dass sie sich nur wohl fühlen, wenn sie sich unwohl fühlen, hat ja den unangenehmen Hintergrund, dass im Grunde diese Neigung zum Frust, die Neigung zum Unbehagen wie ein verstärkendes System für das Unbehagen kleiner Gruppen wird. Es ist sehr interessant, dass im Grunde, wenn eine gesellschaftliche Verstärkung da ist, eine Neigung zum Jammern, eine Neigung zur Ohnmacht entsteht, dann wird alles, was diese Ohnmacht für normal erklärt, in der öffentlichen Debatte verstärkt. Sie ahnen jetzt vielleicht, dass ich nicht nur über die Osis sprechen möchte, wenn ich das Wort ver-

wende: Ohnmacht. Aber ich möchte, dass Sie einen Augenblick darüber nachdenken, dass Menschen, die lange in einer Diktatur gelebt haben, Verluste erlitten haben, die nicht nur oberflächlicher Natur sind, sondern die mit dem Personenkern zum Teil zu tun haben, ganz sicher aber mit der Person im eigentlichen Sinne, also auch mit der Seele, mit dem Habitus, mit dem habituellen Ich. Stellen Sie sich vor, Sie leben in einem Land, in dem Sie schon im Kindergarten daran gewöhnt werden, dass Sie als Person nichts, die Gruppe aber alles ist, dass Sie schon im Kindergarten mit militärischem Gedankengut erfüllt werden. Die Menschen stellen fest, je gehorsamer sie sind und je ruhiger sie sind, und je angepasster sie sind, desto besser geht es mit den Lebenschancen. Und wenn sie sich so darstellen, als wären sie selber nichts, die da oben aber alles, dann geht es

besonders gut. Alle diese Länder, die fern von der Demokratie leben, haben ja auch irgendeine Form von Beteiligung von Eliten. Sie können ja nicht alleine regieren. Aber immer, wenn die Demokratie nicht unter uns ist, gibt es ein durchgängiges Muster für die Elitenbildung, und das ist so wie in frühen vordemokratischen Zeiten, in den Adelsgesellschaften. Das Muster heißt: Knie nieder und du wirst erhöht werden. Und schließlich wird das ganze Land durchzogen sein mit diesem Grundmuster von Unterwerfung und Anpassung. Ein Angst-Anpassungs-Syndrom lastet auf der Gesellschaft und erzeugt ganz eigene Formen von Aufstiegsdynamik. Darum sehen die Führungskräfte aus dem Osten so anders aus. Als wir 1990 auf diese Leute zukamen: Was, die haben das Land geführt? Merkwürdig, war ja kaum zu glauben! Darum waren auch die Ossi so kons-

terniert über die Wessis mit ihrem großen Mund. Ein ganz normaler Mensch, der normale Reden führte und „ich“ sagen konnte, galt im Osten schon wegen dieser beiden Dinge als arrogant. Das würde man doch im Osten oder in einer Diktatur nie gelernt haben, öffentlich „ich“ zu sagen, die eigenen Interessen zu benennen oder ein Selbstbewusstsein an den Tag zu legen. Man musste doch unauffällig sein und gehorsam!

Glauben Sie niemand, der Ihnen heute im Osten vorklagt, dass der Westen eine Ellbogengesellschaft ist, die besonders finster sei. Natürlich wissen wir, dass unter uns Menschen mit Hornhaut auf den Ellenbogen leben. Aber stimmen Sie nicht mit den Osis in dieses Geheul über die Hornhaut an den Ellenbogen ein. Machen Sie es einfach wie ich und sagen Sie: Ich werde mit dir über die Hornhaut an den Ellenbogen der Wes-

sis klagen, wenn du vorher auf deine Knie geschaut hast, ob sich dort Hornhaut befindet. Wenn nicht, können wir weiter klagen. Ja, man kann Dinge für eine gewisse Zeit richtig machen, und nur 15 Jahre später sind sie falsch. Und so sind wir zurzeit im Osten in einer Übergangsgesellschaft. Die Übergangszeit ist deshalb so lange, weil wir wahrscheinlich die Zeit, die wir geprägt worden sind, brauchen, um das untaugliche Lerngut, das wir verinnerlicht haben, zu verlernen. In mancher modernen Lerntheorie geht es darum, dass man eine bestimmte Zeit braucht, bestimmte Techniken, das Untaugliche zu verlernen, um Neues zu erlernen. Und in diesen Staaten und Gesellschaftsformen, in denen Ohnmacht normal war, braucht man sehr viel länger, als es die Umgestaltung eines Staates braucht, um die Menschen und ihren Habitus zu verändern.

Sehr viel ist geschehen, und zwar besonders dort, wo Menschen aus unterschiedlicher Herkunft zusammen an einer Arbeitsstelle arbeiten. Mit unterschiedlichen Einkunftshöhen, das wissen Sie: Ossi und Wessi kriegten unterschiedlich Geld, und das ging dann gut, wenn die Leute in einem Raum saßen, an einem Schreibtisch, und eine Arbeitsaufgabe hatten. Wir haben erstaunliche Integrationsleistungen etwa dort, wo wir es gar nicht vermuten, bei der Bundeswehr: Die Bundeswehr hat ganz bewusst darauf gesetzt, dass wir die Leute aus den unterschiedlichen Bereichen Deutschlands zusammenbringen. Ein großer Teil unserer Offizierskader war nicht zu gebrauchen; die mussten gefeuert werden, das ist ganz klar. Aber bei den Mannschaften und auch bei vielen Unteroffizieren hat das wunderbar geklappt.

Trotzdem bleiben natürlich bei vielen, vielen Men-

schen, die sich nicht neuen Herausforderungen und einem neuen Lebensumfeld stellen, die alten Prägungen länger dominant. Wenn die junge Frau, von der ich vorhin sprach, irgendwo in einem Unternehmen ist oder in einer Schule, wenn sie in ein neues Umfeld kommt, wenn sie nach München oder Hamburg kommt und nicht hinter Neuruppin irgendwo vergammelt, dann wird sie total anders sein. Sie wird aufwachen, sie wird begreifen, was Freiheit ihr gebracht hat. Sie wird die Furcht vor der Freiheit verlieren.

Jetzt habe ich unter der Hand einen zweiten Begriff eingefügt, den ich neben den der Ohnmacht stelle: Furcht. Wiederum schaue ich zuerst einmal auf unser ganzes Land. Es ist schon erstaunlich, dass wir nicht nur so gerne das Unbehagen kultivieren, sondern besonders auffällig ist auch, wie häufig dieses Unbehagen sich mit Furcht verbindet, oder

sagen wir besser, mit Angst, mit einer diffusen Furcht nämlich, die sich nicht vor dem oder jenem fürchtet, sondern ganz allgemein schwer besorgt ist.

Woher aber kommt diese Neigung zum Unbehagen, diese große Rolle der Furcht? Ich glaube, es kommt aus einer tiefen Sorge, die Menschen befällt, die sich nicht an die Freiheit gewöhnt haben: die sich fragen, ob sie denn in der Freiheit bestehen können. Wir haben es mit einem tiefen menschlichen Problem zu tun, mit einem Unbehagen, einer Ängstlichkeit, ja, sogar mit einer Furcht vor der Freiheit. Es ist schwer, aus der Obhut von landesväterlicher Befürsorgung herauszutreten. Ja, einerseits wollten wir die Revolution, aber andererseits, ohne unseren Landesherrn?

Und wenn wir uns nun einmal anschauen, in welcher Weise die westdeutsche Bevölkerung den Grundwert Freiheit im

politischen Raum anschaut, wie sie den bewertet im Vergleich zu anderen Werten, dann machen wir uns wirklich ein bisschen Sorge. Viele Leute können sich glattweg vorstellen, den Sozialismus wieder einzuführen, und ich kann mir nicht vorstellen, dass sie das meinen, was die sozialdemokratische Partei Deutschlands macht, sondern sie wollen irgendetwas Schöneres, etwas Besseres. Mit ihrer Neigung zur Vollkommenheit wollen sie ein System in der Politik, an dem sie selber keineswegs mitwirken wollen, aber es soll irgendwie über sie kommen. Und sie sind, anders als Amerikaner, Niederländer oder Polen, in einer ziemlich großen Ferne zum Grundwert Freiheit. Wenn sich die Ossis also jetzt mühsam darauf besinnen, dass Freiheit doch eine unglaublich große Gabe ist, treffen sie hier auf eine Bevölkerung, die sich eher am Kopf kratzt, und von der man dauernd

das Gefühl hat, dass sie einen Wert im Grundgesetz am meisten vermisst, und dieser Wert heißt Besitzstandswahrung.

Und in diesem Land der gewünschten Besitzstandswahrung, sozusagen als heilige Kuh, da soll nun der Jung-Ossi die Freiheit lieben lernen. Jetzt merken wir also, da könnten wir selber als Wessis, obwohl wir überhaupt keine Ossis kennen, etwas dazutun, dass er sich heimischer fühlt, indem wir uns miteinander Sorgen machen oder darum ringen, diese Furcht vor der Freiheit umzuwandeln in ein Akzeptieren und schließlich in ein freudiges Bejahen der Freiheit.

Natürlich wissen wir, dass wir, wenn wir die Freiheit haben, nicht am Ende der politischen Wege sind, sondern dass die Debatte erst richtig losgeht. Das werden wir wieder im Wahlkampf erleben. Die Freiheit, auch wenn wir sie als zentralen Wert herausstellen, sagt uns noch

nichts über jeden einzelnen Schritt, der nötig ist. Die Politik ist nicht die Freiheit, sondern unsere Politik muss einen Nexus zur Freiheit haben, einen erkennbaren, und dann wird sie befreiende Politik. Ähnlich, wie das Recht nicht die Gerechtigkeit ist, aber eine Rechtsausübung oder eine Rechtsordnung, die keine Neigung zur Gerechtigkeit hat, verliert ihre Akzeptanz und auch ihre befriedende Wirkung in einer Gesellschaft. Und darum muss, wie im Recht der Nexus zur Gerechtigkeit immer wieder erkennbar gemacht werden muss, in der Politik immer wieder der Nexus zur Freiheit und das Ja zur Freiheit herauskommen.

Wie lernt man das nun, dieses Ja zur Freiheit? Wie wird man ein Bürger? Man wird es, indem man es trainiert, ein Bürger zu sein. Man geht also wählen, auch wenn man nicht richtig weiß, was man wählen soll. Sie sollen ja auch nicht wissen, was Sie

Ihr Leben lang tun werden. Aber Sie sollen wissen, was Sie bei der nächsten Wahl tun. Und wenn Sie das heute nicht wissen, dann lesen Sie noch Mal ein bisschen die Zeitung; Sie werden schon Gründe finden, zur Wahl zu gehen. Damit fängt es an.

Und dann gibt es Menschen, die lassen sich wählen, oder die sind in einem Verein tätig. Oder es gibt Väter und Mütter, die sind am Nachmittag für Kinder in einer Sportgruppe oder in einer Arbeitsgemeinschaft da. Und in jedem dieser Schritte sind Ermächtigungspotentiale enthalten, die im vorpolitischen Raum schon politikbildend werden. Sie erzeugen nämlich eine Mentalität und eine Haltung des Beteiligtseins und der Freude an der Beteiligung. Diese Freude kannst du nie anders vermitteln als dadurch, dass du es selber ausprobierst. Es gibt auch Bewohner eines Landes, die nicht teilnehmen wollen an den

öffentlichen Dingen des Landes. Man muss sie ja nicht gleich einsperren, aber ich will das immerhin mal als Bedrohung sehen. Eigentlich sprechen wir ja von den Menschen im Osten Deutschlands, von der Gewöhnung an Ohnmacht, und wir wissen, wenn man belohnt wird für Ohnmacht, dann verinnerlicht das. Das ist das Erfolgsmuster, und dann braucht man lange, um das loszuwerden. Das haben wir jetzt begriffen. Aber was machen wir jetzt mit denen, die ohne jeden Diktator einhergehen wie Gebundene? Einige der Ketten sind aus Gold. Sie gehen umher, keiner zwingt sie zur Ohnmacht, aber sie ziehen die Ohnmacht vor, es ist eine neue Lust an der Ohnmacht. Ich habe ja eben gemeint, es hängt vielleicht mit der Furcht vor der Freiheit zusammen, psychisch gesehen, oder vielleicht auch ein bisschen philosophisch gesehen, dass wir die Ohnmacht vorzie-

hen. Natürlich nicht richtig grundsätzlich durchdacht, aber mal so ganz praktisch, denn die Ohnmacht hat ja einen Gewinn, wie die Psychologen sagen würden. Die Ohnmacht bringt jedem, der sich ihr an den Hals wirft, die wunderbare Situation, dass er oder sie nie schuld ist. Wer nichts macht, hat an nichts Schuld; das ist klar. Und umso einfacher kann er die anderen, die etwas machen, beurteilen. Furcht vor der Verantwortung könnten wir das auch nennen. Denn uns dämmert plötzlich, dass diese Sache, die ich als das Erlernen des Bürgerseins beschrieben habe, ja eigentlich uns den Bürger in einer ganz besonderen Rolle zeigt, als Ermächtigten. Stellen Sie sich vor, da haben Menschen, die seit 1933 nichts anderes gelernt haben als den Kopf einzuziehen, ja zu sagen mit unterschiedlichen Signalen und unterschiedlichen Fahnen, aber die fortwährend um ihre Rolle

als Subjekt der Gesellschaft gebracht wurden, denen man ihre Gewerkschaften genommen hatte, ihre Parteien und Vereine, und ihre Richter, ihr Verwaltungsgericht und ihr Verfassungsgericht – all das hatten sie nicht –, die also total konditioniert waren, die haben, obwohl sie 12 plus 44 Jahre in ständiger Ohnmacht gelebt haben, aus der Sehnsucht heraus nach Freiheit und Recht irgendwann das hingekriegt, zu sagen: Wir wollen das nicht mehr; wir sagen unserer Angst auf Wiedersehen.

So habe ich es einmal in einem dieser Gottesdienste gesagt: Wir sagen unserer Angst auf Wiedersehen. Ich musste schlucken, denn ich nahm den Mund sehr voll. Ich stand vor lauter ängstlichen Menschen und stand mit meiner eigenen Angst vor den Leuten im Herbst 1989 und sprach einfach aus: Wir sagen unserer Angst auf Wiedersehen. Dann sind wir noch mit



unserer Angst auf die Straße gegangen, aber wir sind gegangen. Und da, den Sachsen sei Dank, ist uns eines der wunderbarsten Wörter der Politikgeschichte eingefallen auf diesem Marsch mit der Angst und gegen die Mächtigen, nämlich: Wir sind das Volk. Da meldete sich plötzlich, eigentlich angetrieben nur von Sehnsucht, und mit einer wirklichen tiefen Neigung, sich doch zu verabschieden von Angst und Ohnmacht, ein menschliches Bedürfnis zurück, doch Herr der eigenen Geschichte, Herr der eigenen Existenz zu sein. Lebten wir in unserem Nachbarland Frankreich, dieser Satz „Wir sind das Volk“, der

schönste Satz, den die deutsche Politikgeschichte hat, er stünde wohl auf den Nationalfarben in jedem Klassenzimmer angeschrieben, weil diese Nation sich anschaut und sagt: Wir sind etwas und wir können etwas. Es macht etwas mit einem Volk, an sich zu glauben oder nicht an sich zu glauben. Wir müssen begreifen, dass das, was die Unterdrückten so mühsam lernten, dann doch konnten, sich zu verabschieden von der Ohnmacht und sich zu ermächtigen, Bürger zu sein, dass dies das eigentliche und wunderbare Programm unserer freiheitlichen Demokratie ist.





Diese Druckschrift wird vom Thüringer Justizministerium im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben. Sie darf weder zu kommerziellen Zwecken noch zu Zwecken der persönlichen oder parteipolitischen Werbung verwendet werden. Dies gilt insbesondere für Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen sowie für Wahlen zum Europäischen Parlament.

Herausgeber: Thüringer Justizministerium  
Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit  
Werner-Seelenbinder-Straße 5  
99096 Erfurt

Titellayout: Löwe-Werbung, Erfurt

Fotos: Thüringer Justizministerium

Druck: Gutenberg-Druckerei GmbH Weimar